

Impuls vom Prof. Dr. Sebastian Kurtenbach im Rahmen der Veranstaltung „Zur Zukunft der Kirchenbauten in Dortmund“ am 06.11.2025 in der evangelische Stadtkirche St. Marien in Dortmund

Dritte Orte und Demokratie

Ich freue mich, heute hier sein zu dürfen, um einen Impuls zur Debatte zur Zukunft der Kirchenbauten zu leisten. Die Frage der Nutzungserweiterung von Kirchenbauten ist immer eine Wegmarke, die eine veränderte Zeit bedeutet. Daher möchte ich auch mit einer Zeitdiagnose beginnen, um darauf aufbauend Überlegungen anzustellen, welche Rolle Kirchenbauten in Zukunft einnehmen könnten und wie sie einen Beitrag dazu leisten können, die Demokratie in unserem Land und in dieser Stadt zu stabilisieren.

Denn es ist etwas in Bewegung gekommen in unserer Gesellschaft, auch in Dortmund. Die Bewegung geht aber nicht unbedingt nach vorne, sondern auseinander und das in einer Intensität, die zumindest seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs unbekannt ist. In der Soziologie, dem Zweig der Wissenschaft, die unsere Gesellschaft beobachtet und vermisst, wird das als Fragmentierung bezeichnet. Fragmentierung ist etwas anderes als Polarisierung, denn sie ist komplexer. Die Spaltungslinien verlaufen kreuz und quer durch die Gesellschaft und bilden damit mehr ab als ein oben und unten oder ein innen und außen. Beispielsweise geht Armut nicht automatisch einher mit der Skepsis gegenüber Migration oder der Befürwortung oder Ablehnung von Maßnahmen zum Klimaschutz. Wir haben es, anders als in den USA, nicht mit großen gesellschaftlichen Blöcken zu tun, die sich unversöhnlich oder sogar feindselig gegenüberstehen. Das ist zwar einerseits eine gute Nachricht, macht es für uns aber auch nicht leichter, da eine neue Unübersichtlichkeit entstanden ist, die schnell zur Orientierungslosigkeit wird. Was passiert ist, dass es viele kleine Gruppen gibt, die homogen sind, zunehmend nur mit sich selbst kommunizieren und ihre Perspektive auf die Welt als das Maß aller Dinge sehen. Das geschieht nicht unbedingt aus Ignoranz, sondern weil die Erfahrung oder der Erfolg des Kompromisses, aber auch schlichtweg das Wissen über die Welt der anderen fehlt. Das ist leicht abzulesen, wenn man sich vor Augen führt, dass es in der Vergangenheit immer mal wieder Symbole oder Erlebnisse gab, hinter denen sich die überwältigende Mehrheit versammeln konnte. Solche gesellschaftlichen Lagerfeuermomente werden immer seltener, seien es Lieder, Feiern oder auch wirklich gemeinsam empfundene Betroffenheit.

Fragmentierung ist auch im Politischen abzulesen. Grundsätzlich ist Politik ein Mittel der Gesellschaft, um auf sich selbst zu wirken. Sie ist aber unübersichtlich und so kompliziert geworden, dass viele Menschen Überforderung eingestehen oder Desinteresse äußern. Diese neue Unübersichtlichkeit von Einzelinteressen und Kompromissmüdigkeit ist auf der kommunalen Ebene näher als irgendwo anders. Die Zeiten der Dominanz der Volksparteien sind vorbei, das ist auch in Dortmund, lange die Herzkammer der Sozialdemokratie, spätestens seit diesem Jahr der Fall. Damit gehen Gewissheiten abhanden, ohne dass neue entstanden sind oder Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufkeimt. Diese Orientierungslosigkeit lässt Raum, den vor allem Rechtspopulisten nutzen und ausweiten. Sie profitieren vom Auseinanderstreben von Gesellschaft wie keine andere politische Kraft und wirken wie ein Gift für die demokratische Kultur. Denn es wird kein Konsens gesucht, sondern Konflikte um des Konflikts willen. Das soll aber nicht überdecken, dass die politische Mitte tiefgreifende Fehler macht, die dazu geführt haben, dass viele Menschen ihren Alltag als zusätzlich belastet empfinden und wir eine Vertrauenskrise in die Leistungserbringung des Staats erleben.

Die Folge von Fragmentierung im Zusammenspiel mit populistischen Botschaften ist, dass die Unterschiede zwischen Menschen, Orten oder Gruppen betont werden, und nicht ihre Gemeinsamkeiten oder geteilten Interessen. Die Stadtbilddebatte, angestoßen durch den Bundeskanzler, führt das vor Augen. Während es im Feuilleton zwar Empörung gab, zeigen Umfragen durchaus Zustimmung in einem ernstzunehmenden Maße. Da hilft es auch nicht, einzelne Fragestellungen im Detail auseinanderzunehmen und zu kritisieren, denn das verschließt die Augen vor dem eigentlichen Problem: dem Eindruck abhanden gekommener Gemeinsamkeit in einer superdiversen Einwanderungsgesellschaft, in der die Ungleichverteilung von Vermögen und Chancen seit Jahrzehnten noch nie so hoch war wie heute. In Dortmund weiß man, dass die Adresse eines Kindes mehr bestimmt als nur den Weg zur nächsten Bushaltestelle, sie vergibt Lebenschancen.

Und bleiben wir bei Dortmund. Wir haben hier jüngst zwei repräsentative Umfragen durchgeführt, eine unter mehr als 1.000 Zehntklässlern, eine unter der Bevölkerung ab 18 Jahren. Gefragt haben wir nach gruppenbezogenen Vorurteilen gegenüber einzelnen Gruppen, wie Zugewanderte, Arbeitslose, Juden, Frauen oder Geflüchteten. Die Ergebnisse sind eindeutig: Nicht die jungen Menschen sind die Träger von

Menschenfeindlichkeit, sondern die demografische Mitte. Sei es der Handwerksmeister oder die Busfahrerin, die Polizistin oder der Arzt oder die Reinigungskraft, Menschen im Alter zwischen 35 und 55 sind es, die häufiger als andere Altersgruppen die Differenz zwischen Gruppen betonen und auch wenig Vertrauen in die Demokratie haben, und das ist auch kein Zufall. Gerade diese Altersgruppe erlebt einerseits einen dysfunktionalen, langsamen, selbstreferenziellen und bürokratischen Staat und andererseits sind sie immer häufiger in homogenen Alltagsbezügen gebunden. Das betrifft sowohl den Arbeitsplatz als auch die Freunde. Schauen Sie selbst einmal mit wem Sie in den letzten 72 Stunden außerhalb der Familie privat kommuniziert haben, und Sie werden feststellen, dass es Menschen sind, die Ihnen recht ähnlich sind. Kinder und Jugendliche, aber auch Ältere kommen in Schulen, der Nachbarschaft oder auch Vereinen vergleichsweise häufig in alltagsweltlichen Kontakt mit anderen. Solch ein Kontakt baut Vorurteile ab, das zeigen Studien auf der ganzen Welt seit Jahrzehnten.

Aber es sind uns die Orte der Begegnung, des Gemeinsamen in der fragmentierten Gesellschaft abhandengekommen. Solche Orte braucht unsere Gesellschaft aber. Lange Zeit haben Kirchen diese Funktion eingenommen. Es waren und sind nicht nur Orte der Gemeinde, sondern auch der Gemeinschaft. Menschen kamen zusammen, einzelne Organisationen entstanden und es gab geteilte Ziele. Kirchen sind zugleich Bauten, welche die europäischen Städte prägen und charakterisieren, und zur Eigenart europäischer Städte gehört, dass sie dann erfolgreich waren, wenn sie Vielfalt in Gemeinschaft organisiert haben und sie so in Produktivität übersetzen konnten. Auch so könnte man sich ein ideales Stadtbild vorstellen. Das geht aber nicht von selbst, sondern es bedarf Anstrengung.

Damit Gemeinschaft entsteht, braucht es die Chance auf Kontakt, Austausch und Kompromiss. Der US-amerikanische Soziologe Ray Oldenburg hat vor rund 40 Jahren den Begriff der Dritten Orte geprägt. Das meint Orte, die weder privat noch kommerziell sind. Das Konzept ist so schlicht wie überzeugend. Menschen haben an Dritten Orten erstmal die Gelegenheit, sich aufhalten zu können und dann andere Menschen dabei wahrzunehmen, die das Gleiche tun. Durch den geteilten Ort wird dann die Bereitschaft höher, miteinander im Kontakt zu sein oder auch das Recht des anderen auf die Raumnutzung als legitim zu betrachten. Das ist ein zutiefst demokratischer Gedanke, der sich zugleich einer Verwertungslogik entzieht. Dritte Orte erzeugen also

Gemeinschaft und fördern das Gefühl von Gemeinschaft, ohne dass ein Kontaktzwang entsteht.

Kirchen sind bei einer Nutzungserweiterung ideale Orte, um diese Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Denn sie sind mehr als nur Gebäude, sie sind Symbole für Gemeinschaft. War es lange Zeit die Gemeinschaft der Christen, tritt dies über in die Gemeinschaft der Menschen. Die gute Nachricht ist, dass dazu alle zählen, auch die Kirchen selbst. Ohne sie wird es schwierig, denn sie sind die Profis dabei, Gemeinschaft zu organisieren. Ihr Wissen und ihre Erfahrung sind vielleicht gefragter, denn je. Kirchen als Dritte Orte ohne die Kirche wären ein verschwendetes Potenzial für die Demokratie. Denn damit eine Nutzungserweiterung von Kirchen so gelingt, dass sie Orte von Gemeinschaft in einer superdiversen und fragmentierten Gesellschaft werden, braucht es die richtigen Konzepte, die von vielen verschiedenen Menschen gemeinsam erarbeitet und getragen werden. Kirche für alle von allen kann hier ein Leitmotiv sein, die sowohl auf den Erkenntnissen von Wissenschaft als auch auf den Sehnsüchten von Menschen und der Tradition der europäischen Stadt basiert. Dortmund gewinnt mit der Nutzungserweiterung von Kirchenbauten damit eine besondere Chance für die Gestaltung der Zukunft. Das geht aber nur gemeinsam und im Kompromiss, der letztendlich gut für alle ist. Wir können darauf vertrauen, dass das möglich ist, denn es ist nötig.